Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

21. Stück.

Den 6ten Juny 1807.

Erklärung des Kupfers.

Ehemalige Ansicht des Elisabetthurms zu Breslau.

Dies Blatt ist schon in einem größern Format der topographischen Chronik beigelegt worden und ausserdem auch im Gomolke zu finden. Da aber weder das eine, noch das andre Buch in den Händen aller unsrer Leser ist und mehrere es besonders verlangt haben, so kann es auch in dieser Wochenschrift seinen Platz finden, in der schon mehrere Merkwürdigkeiten Breslau's enthalten sind.

Zweihundert Jahr später, als die Kirche selbst, — deren Errichtung von Stein an die Stelle der ehemals hier befindlichen hölzernen Kirche, die dem heiligen Laurentius gewidmet war, in die Jahre 1253 bis 1257 fällt, — wurde dieser herrliche unerschütterliche Thurm erbaut. Der Bau, zu welchem Bürger und Landleute Handdienste und Beiträge leisteten, ward im Jahre 1452 angefangen und 1482

vollendet. Die Mauersteine wurden mit besondrer Sorgfalt gebrannt und der auserlesenste Kalk dazu genommen; wie dies einige Chroniken erinnern. Man baute im eigentlichen Sinne nicht für Jahrhunderte, sondern für Jahrtausende und jeder prieß sich glücklich, das Seine zu diesem colossalischen Gebäude beigetragen zu haben.

Der Thurm steht auf einem sehr festen Grunde, der abermals auf einem starken eisernen Roste ruhet und sich rings herum bis an die Ecken der Herren- und Nicolaigasse erstreckt. Die Mauern sind unten wohl fünf bis sechs Ellen dick und haben noch oben am Umgange eine Dicke von drey Ellen. Die erste Abtheilung desselben, von unten bis an den steinernen Umgang ist 108 Ellen hoch. Die zweite, ehemals darauf befindliche, hier abgebildete Spitze war nur um 4 Ellen niedriger und mit einer Last von 402 Centner Kupfer und 79 Centner Blei und einem starken eisernen Kreuze versehen, welche dem Thurme zwar eine große Zierde gaben, seine Mauern aber auch ungemein niederdrückten. Keine Chronik nennt den Namen eines Baumeisters; vielleicht, daß auch nicht ein Einziger die Arbeiten dieser kühnen Unternehmung leitete und mehrere, namentlich die Mitglieder des Raths zu Breslau und der damalige Bischoff, daran Theil nahmen. Er wetteiferte zu seiner Zeit an Höhe und Pracht mit den Wundern der damaligen Baukunst, dem Münster zu Straßburg, dem Stephansthurm zu Wien und der St. Peterskuppel zu Rom. Allein der obere Theil war offenbar, gegen den untern, zu hoch und vielleicht mit demselben zu wenig verbunden. Man ging

ging schon damit um, ihn abzutragen, aber ehe noch dieses Vornehmen zu Stande kam, enthob eine höhere Macht den Breslauschen Bürgern dieser Mühe. Ein wüthender Sturm warf am 24. Febr. 1529 in der Nacht gegen 12 Uhr die ganze Spitze bis an den Umgang herunter, doch so, daß dadurch kein Mensch beschädigt wurde. Die Geschichte dieses merkwürdigen Unfalls ist in diesen Blättern (Jahrg. 2. S. 120) bereits umständlich erzählt worden. Einige andre widrige Schicksale, die diese Kirche betroffen haben, sollen bei Gelegenheit der Abbildung der jetzigen Gestalt dieses Thurms nicht übergangen werden. Ein liebliches und gedankenreiches Gedicht Füllebons auf dies schöne Gebäude findet sich ebenfalls in dieser Schrift (Jahrg. 2, S. 459). Daß doch so früh das in Erfüllung gehen mußte, was er damals am Schlusse derselben, so traurig ahndend, niederschrieb:

„Drücken dann schon deine traur'gen Reste,
Sohn der Wolken! mein zerfallnes Grab;
O dann schaut von einer ew'gen Veste
Meine Seele im Triumph herab!

Das Schicksal der Perücken.

Nicht leicht hat ein Artikel der Mode so viele seltsame Schicksale erfahren, als die Perücken. Sie waren, vor nicht gar langer Zeit, ein sehr beliebter Schmuck für Herrn und Damen. Da ging man nicht zehn Schritte auf der Straße, während dem man nicht Perücken von den verschiedensten Formen erblickte. Es gab Allongen- Tupet- Zopf- und

Beutelperücken, runde und lange, blonde und schwarze, Perücken mit viel und wenig Locken. Es trugen sie Kaiser und Könige, Helden und Staatsmänner, Superintendenten und Hofnarren, Bürgermeister und Scharfrichter, Banquiers und Hechelkrämer, Schiffer und Bergleute. Ohne Perücke bestieg kein Prediger die Kanzel; kein Professor das Catheder; kein Schauspieler die Bühne; erschien kein Arzt vor dem Krankenbette; denn ein Doctor, ohne Perücke, war völlig ein Unding. Sie war für manche Stände sogar ein unerlaßliches Attribut. So trug, z. B. jeder Kaufmann, jeder Studirender, zu welcher Facultät er auch gehören mochte, von der Stunde an, eine Perücke, seit der er recipirt oder immatriculirt worden war. Man bereitete sie aus verschiednen Ingredienzen. Es gab Perücken von Drath, von Wolle, von Baumwolle, von Zwirn, von Hobelspänen, von Buchsbaum, von Katzen- und Bärfellen, von Hunde- und Pferdehaaren.

Schnell verbreitete sich die Perücke in ganz Europa. Man trug dieselbe zuerst in der Mitte des 15ten Jahrhunderts in Frankreich und zwar blos auf dem Theater. Aus Frankreich ging sie nach Deutschland über. Hier fand sie anfänglich an den Höfen der kleinen Fürsten eine willige Aufnahme. Herzog Johann von Sachsen bestellte sich schon im Jahre 1518 zu Nürnberg mit folgenden Worten eine Perücke: „Unser Begehr ist, du wollest uns ein hübsch gemacht Haar auf das Beste zu Nürnberg bestellen, und doch insgeheim, also, daß nicht bemerkt werde, daß es uns solle und je dermaaßen, daß es kraus

und geel sey und also zugerichtet, daß man solches unvermerkt auf ein Haupt setzen möge.“ Allein kaum griff die Mode des Perückentragens um sich, so wurde von Moralisten und Predigern, auf Kanzeln und Lehrstühlen dagegen geeifert. Man nannte sie eine Erfindung des leidigen Satans, der die Menschen unter allerlei Gestalten zu berücken suche. Der fromme Scriver zählt sie in seinem Seelenschatze zu den Versuchungen des Teufels, welche die Kinder Gottes bestehen müßten. Papst Clemens XI. erließ 1703 ein eignes Interdict an alle Meßpriester und Ordensleute, in welchem er ihnen das Tragen der Perücken bei großer Kirchenstrafe verbot. Friedrich I. König von Preußen, glaubte dem Uebel am besten durch eine Abgabe abzuhelfen, die er im Jahre 1701 auf eine jede neue Perücke legte, welche Steuer aber 1717 wieder durch seinen Nachfolger aufgehoben wurde. In England existirte lange Zeit ein theurer Stempel, der jeder Atzel, so nennt man an manchen Orten die Perücken, aufgedrückt wurde.

Gegen das Jahr 1720 — und vielleicht schon früher — besiegte sie endlich alle ihre Feinde uud wer nur einigermaßen in die Zahl der Elegants gehören wollte, steckte seinen Kopf unter dieses Fabricat der Haarkräusler. Kurz vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam sie endlich wieder ganz aus der Mode. Verschwunden ist sie nun schon beinahe von allen Gerichtshöfen und Sessionszimmern und prangt höchstens noch auf den Scheiteln ehrwürdiger Priester und Greise, denen die Mode ihrer Zeit Bedürfniß geworden ist. Reinhard in Dresden war unter den lutherischen Hofpredigern und Superintendenten

der

der erste, der wieder sein eigen Haar trug. Ihm sind schon mehrere gefolgt. So können also alle Freunde der Perücken in die Klage eines neuern Dichters einstimmen, die also beginnt:

Die Zeiten, Brüder! sind nicht mehr
Da die Perücken galten,
Jetzt sind die Köpfe glatt — und leer,
So waren nicht die Alten. rc. —

Der Neger.

Zu einer Zeit, wo der Glaube an menschliche Tugend immer wankender wird, ist es rathsam, uns an die edlen Handlungen solcher Menschen zu erinnern, denen man sonst einen geringern Grad von Herzensgüte zuschreibt.

Der Besitzer einer kleinen Plantage auf St. Domingo hatte einen braven Neger, der schon zwanzig Jahre ihm treulich gedient hatte. Ludwig Desrauleaux, so hieß dieser redliche Sklave, arbeitete oft bis in die Nacht, um die leisesten Wünsche seines Herrn in Erfüllung zu bringen. In einigen Bezirken der genannten Insel überläßt man den Negern zu ihrer Kleidung und ihrem Unterhalt einige Stücke Land, zu dessen Anbau man ihnen täglich zwei Stunden bewilligt. Die Arbeitsamen ziehen davon nicht blos ihren Unterhalt, sondern haben auch noch einen Ueberschuß, der sie in den Stand setzt, nachdem sie mehr oder minder Klugheit besitzen, einen mehr oder minder beträchtlichen Handel zu treiben. Desrauleaux hatte sich auf diesem

Wege ein kleines Vermögen gesammelt, womit er bei Gelegenheit seine Freiheit erkaufen wollte. Einst trat er zu seinem Herrn und bot ihm ein Ansehnliches für seine Loslassung. Dieser, der seinen treusten Diener ungern verlohr, willigte demohngeachtet in seine Bitte und schenkte ihm noch überdieß ein Stück Acker zu dem, was er schon vorher von ihm erhalten hatte. Innigst gerührt verließ darauf Desrauleaux seinen Wohlthäter. Er heirathete auch nicht lange nachher eine schöne und arbeitsame Negerin, die er um eine nicht geringe Summe erkaufte.

In kurzer Zeit veräußerte sein Herr alle seine Besitzungen und ging nach Frankreich, um in Paris den Rest seines Lebens hinzubringen und sein ansehnliches Vermögen seinen Anverwandten zu sichern. Kaum war er daselbst angekommen, so umgaben ihn eine Menge von Menschen, die auf sein Vermögen und seine Glücksumstände Jagd machten und ihn zu vielen Ausgaben verleiteten, die ihn in wenigen Jahren in die größte Verlegenheit brachten. Als seine großen Summen dahin waren, war er genöthigt nur mit einem sehr kleinen Rest seines ehemaligen Reichthums nach Domingo wieder zurückzukehren, um vielleicht unter der Menge seiner vorigen Bekannten einen theilnehmenden Freund zu finden. Mit wenigem Gepäcke kam er an demselben Orte an, wo er vorher glücklich und reich gewesen war. Er entdeckte seine Lage, man bezeigte Mitleid mit ihm, that aber nichts zu seinem Fortkommen. Er mußte sich endlich in den elendesten Hütten aufhalten.

Einst, als er ganz niedergeschlagen in einem nahen Wäldchen umherging, in Erinnerungen,

seine ehemalige Lage betreffend, verlohren, sah er einen reich gekleideten Neger auf einem stattlichen Rosse reitend, auf sich zueilen. Kaum konnte ihn dieser genau erkennen, so sprang derselbe von seinem Pferde und fiel ihm zu Füssen. Es war Desrauleaux, der das Schicksal seines vorigen Herrn erfahren und ihn lange Zeit vergeblich gesucht hatte. „Guter, lieber Herr! sey mir tausendmal willkommen! entgegnete er ihm in den ersten Aufwallungen seiner Freude. Durch deine Großmuth und Freigebigkeit bin ich ein glücklicher und reicher Mann geworden. Der Gott über den Sternen, den du mich kennen gelernt hast, hat mich reichlich gesegnet. Die Güter und Ländereien, die du einst besaßest, sind die Meinigen. Ich bin Vater von drei Kindern und zähle eine große Menge von Sklaven, denen ich auch bald die Freiheit schenken werde, wie du sie mir geschenkt hast. Kehre zurück in deine ehemalige Wohnung und theile und genieße mit mir das Glück, das du mir allein bereitet hast.“ Der gerührte N. hob den wonnetrunknen Neger, dem die Freudenthränen über die schwarzen Wangen herabliefen, mit tiefer Rührung auf, nahm das Anerbieten an und lebt vielleicht noch jetzt in dem Kreise dieses dankbaren — Wilden.

Der Reisende, der diese Begebenheit erzählt, verbürgt die Wahrheit derselben. Der Name des Plantagenbesitzers konnte wegen der noch lebenden Familie desselben nicht genannt werden.

Rhapso-

Rhapsodie. *)

In den Mauern der Fürstenburg.

Wald umkränzte Burg! dort auf der Spitze
 Jenes Felsens schauest du ins Land,
Ernst und hehr von hohem Wolkensitze,
 Wo dich manches werdende Jahrhundert fand.
Schaust herab, wie aus entlegnen Räumen
 Uns're Ahnen Geist hernieder schaut;
Siehst das Neue aus dem Alten keimen,
 Nieder stürzen, was der Zeiten Geist erbaut.

Nimm mich auf in deine stolzen Mauern!
 Wo der Väter Redlichkeit geruht,
Laß mich ruhen, und die Zeit betrauern
 Da Teutonia noch tapfer war und gut;
Da ein biedrer Handschlag bittre Feinde
 Noch zur Sühne felsenfest verband,
Da mit Wort und That der Freund dem Freunde
 Treu und kräftig in Gefahr zur Seite stand.

Niederliegt die Brücke, sie ertönet
 Nicht vom Hufschlag schneller Rosse mehr,
Oede ist der Thurm, das Heerhorn dröhnet
 Friede kündend nicht mehr von der Warte her!
Seht, der Burgherr zieht nicht mehr zur Fehde
 Unter kriegerischem Hörnerschall. —
Dieser Marstall — er ist todt und öde
 Von den Rossen — leer von Knappen dieser Wall!
Dieser

*) Dieses Gedicht wurde schon vor längerer Zeit an die Redaction des Erzählers eingesandt. Mancherlei Verhältnisse hinderten es, daß es nicht eingerückt werden konnte. Jetzt sind diese Hindernisse gehoben und wir theilen es mit Vergnügen unsern Lesern mit, in Erwartung, daß auch der Verfasser desselben dieses Unternehmen nicht mißbilligen wird.

Dieser Pfeil — des Ritters Jagdgefährte
Scharf und leicht, des Bogens Flügellast —
Sucht nicht mehr des scheuen Wildes Färthe,
Hat nun im bestaubten Köcher träge Rast!
Abgebleichet ist der Farbenschimmer
Der Tapete, die ein Fräulein wob,
Stolz sonst prangend in dem Erkerzimmer
Kündete sie der Bescheidnen lautes Lob.

Oede sind die hohen Prunkgemächer,
Frohe Gäste ziehen nicht mehr ein,
Und im vollgefüllten Taumelbecher
Schäumet nicht mehr alter deutscher Firnewein!
Ausgestorben ist der Hof, — der Rüden
Ruf tönt nicht vom Zwinger mehr im Wald,
Schauerliche Stille, Grabesfrieden
Herrschet hier, der Vorwelt Laute sind verhallt.

Nur die Winde brausen an dem Thurme
Mit verweilendem gesenktem Flug,
Der schon manchem schweren Wettersturme
Trotzend das bemooßte Haupt entgegen trug.
Nirgends Leben von des Todes Riegel
Ueberwältigt schläft es fest und tief
Eingebettet in dem Schollenhügel
Uns'rer Muttererde, den es zu sich rief?

Alle todt, die hier so regsam lebten,
Die hier litten, die sich hier erfreut,
Die nach Ruhm und Heldenehre strebten,
Nach der grünen Palme der Unsterblichkeit?
Alle todt, die mit dem Loos zufrieden,
Das vergeßne Kleinheit ihnen gab,
Ruhig von dem Lebenstraume schieden
In das ungewisse Schattenreich hinab?

(Die Fortsetzung folgt.)

Gelehrte schlesische Frauen.

(Beschluß.)

Mauritia Schiller, (starb etwa 1692) die Gattin Lochmanns, eines Breslauischen Kaufmanns. Sie besaß viel historische Kenntnisse und gab einige mercantilische Schriften heraus. Ihre Tafeln, das Wechselwesen betreffend, wurden zu Breslau in Folio gedruckt und von allen Kennern gepriesen.

Blandine Seidel, lebte in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zu Oels. Sie extemporirte und schrieb recht artige Verse, die aber größtentheils verschwunden sind. Eine ihrer Elegien, auf den Tod ihres Vaters, welcher Fürstl. Oelsnischer Rath und Kanzler war und 1645 starb, enthält einige schöne Stellen.

Simetski, geb. Baronin v. Wilczek (starb ohngefähr 1730) sprach und schrieb deutsch, polnisch, lateinisch, französisch und italienisch.

Sophia Elisabet, Herzogin zu Liegnitz, Brieg und Goldberg (geb. 1589, vermählt 1614, gest. 1622) war eine Dame von seltnen Kenntnissen. Ihr Erzieher Peter v. Sebottendorf, ein schlesischer Edelmann, gab ihr früh eine gelehrte Bildung. Sie las den Cicero und Tacitus, excellirte in den theologischen Wissenschaften und in der alten und neuern Geographie, in der Historie und Mathematik und schrieb lateinische, französische und italienische Aufsätze. Ihr Gemahl, dem sie schon im 33sten Jahre ihres Lebens entrissen wurde, ließ ihr zu Ehren 2 Münzen prägen, die eine in der Größe eines halben Gulden, die andre, eines Thalers, welche Dewerdek beschreibt.

Char-

Charlotte Margaretha Trach (auch Drach, starb 1705) lebte einige Zeit in Oberschlesien, gieng aber nachher nach Sachsen. Ihre Mutter, Dorothea Sophia, ebenfalls eine gelehrte Dame, unterrichtete sie zuerst. Mutter und Tochter schrieben deutsche Verse. Die letztere verstund ausserdem noch hebräisch, griechisch, lateinisch und französisch und hatte in der Geographie und Genealogie, einer Modewissenschaft der damaligen Zeit, nicht gemeine Kenntnisse. Sie spielte die meisten musicalischen Instrumente und zur Freude unsrer Damen, vor allen andern sehr fertig die Guitarre. Auf ihren zu frühen Tod schrieb ihre Mutter eine sehr fromme Elegie.

Helena Maria Macker, von Mackenfels. Dieses Wunder der Gelehrsamkeit ihrer Zeit, starb 1697 leider schon im 10ten Jahre ihres Alters. Sie war die Tochter eines Breslauischen, gelehrten Rathmanns. Nach dem Inhalt eines ihr zu Ehren entworfnen Epitaphii lernte sie schon im ersten Jahre ihres Lebens sprechen, im zweiten und dritten lateinisch und deutsch lesen, im vierten vortreflich zeichnen und malen, im siebenten und achten griechische und lateinische Autoren verstehen, und im neunten in allen genannten Sprachen und ausserdem noch im deutschen und böhmischen zierlich schreiben. Sie trieb nächst dem Sprachstudium auch Arithmetik und Instrumental- und Vocalmusik. Ueber alles dieses war sie auch sehr geschickt im ausnähen, sticken und kochen. Vor allen aber ein wahrer Ausbund von Schönheit und Feinheit im Benehmen. Mag es seyn, daß der Verfasser dieses Elogiums ihren Vorzügen mehr schmeichelte,

als

als er sollte; immerhin bleibt sie eine seltne Erscheinung.

Eva Walther, geb. Wagenknecht (geb. 1648, gest. 1730) die Gattin eines Breslauischen Cammerprocurators und Advocaten. Sie schrieb eine kurze Erbauungsschrift, die zu Breslau in 8. gedruckt wurde.

Julia von Willamowski, starb ohngefähr ums Jahr 1707, ebenfalls schon im 17ten Jahre ihres Alters. Ebert giebt ihr folgendes Lob: „Es kann bis dato unser geliebtes Schlesien noch nicht einig werden, ob es an diesem Kleinode und Zierde ihres Geschlechts mehr dessen schöne Tugenden oder herrliche Gelehrsamkeit bewundern soll. Sie redete über ihre deutsche Muttersprache nett französisch, annehmlich italienisch und perfect polnisch, verstund die hebräische und griechische Sprache aus dem Grunde und die Lateinische hatte sie so vollkommen inne, daß sie die schwersten und besten Autores wohl verstehen und deutlich expliciren konnte. In den Wissenschaften war sie sehr geübt, und in der Geographie, Historie und Rechenkunst wohl bewandert, schrieb dabei eine saubere Hand, hatte in der Instrumentalmusik große Vollkommenheiten und sang eine angenehme Stimme."

Elisabet Winkler, die Gattin des ersten Rectors zu St. Elisabet. Sie hatte die Philosophie ihrer Zeit studirt und machte schon in ihrem 10ten Jahre Verse. Eine ihrer gelehrten Arbeiten: carmen de puero Christi wurde zu Wittenberg 1533 gedruckt und dem Moibanischen Catechismus beigefügt.

Anek-

Anekdoten und Curiosa von Gelehrten.

(Fortsetzung.)

Justus Lipsius, (geb. 1547 gest. 1606) hatte einen wahren Satan zum Weibe. Ein alter Gelehrter schreibt davon: „sein Wohnzimmer glich einem Fechtboden, denn er zankte und schlug sich beständig mit seiner Frau herum und diese hinwiederum mit dem Gesinde; so, daß Lipsius einem jeden rieth, sich nicht zu verheirathen.

Er liebte die Hunde mehr als seine Frau und hatte deren beständig drei. Einer schlief bei ihm im Bette und lag bei ihm im Studierzimmer; der andre lag vor seiner Thüre und biß jeden, der ihn besuchte; der dritte begleitete ihn, wenn er Collegia las. Als einer derselben einmal in ein Faß siedendes Wasser fiel, so ward er aus Betrübniß darüber krank.

Lipsius konnte, wie mehrere Gelehrte, keine Feder schneiden und soll von seinem neunzehnten Jahre an alle seine Bücher mit einer einzigen Feder geschrieben haben.

Friccius, ein holsteinscher Kanzler, war ein ähnlicher Sonderling. Als ihm ein Sohn gebohren worden war, mußte seine Magd sich als einen Engel ankleiden, in seine Studierstube kommen und ihm die Geburt des Kindes mit den Worten des Evangelii verkündigen.

Leo Allatius, (geb. 1586 gest. 1669) starb unverheirathet als päpstlicher Bibliothecar. Der

Papst

Papst Alexander fragte ihn eines Tages, warum er nicht ein Priester würde? Er antwortete: damit ich alle Tage heirathen kann. „Aber warum heirathen Sie nicht?“ damit ich alle Tage ein Priester werden kann. —

Cardanus, (geb. 1501 gest. 1576) hielt viel auf Wahrsagerei und Träume. Einst stellte er sich selbst die Nativität und bestimmte den Tag seines Todes. Damit nun seine Rechnung nicht unrichtig befunden würde, nahm er einige Tage vorher keine Speise zu sich und starb auch an dem angezeigten Tage.

Philipp Melanchthon, war überaus schüchtern. Er wagte es lange Zeit nicht zu predigen. Einst erinnerte ihn Luther daran. Um sich nun an den Anblick einer großen Versammlung zu gewöhnen, ließ er eine Menge große und kleine Töpfe zu sich ins Zimmer schaffen, die er alle um sich herum stellte, vor denen er darauf die bereits auswendig gelernte Predigt hielt. Er blieb nicht stocken. Diesen glücklichen Versuch erzählte er Luthern, der ihm lächelnd antwortete: „Ja, lieber Philipp, Töpfe sind keine Köpfe!“

Wenn er studirte, pflegte er auf die linke Seite zu hängen und schien, wenn er gieng, zu hinken. Wer daher zu der Zeit ein Schüler Melanchthons seyn wollte, mußte, wie Er, den Kopf auf die Seite hängen und hinkend einhergehen.

(Kann fortgesetzt werden.)

Aufopferung und Muth.

Im Jahre 1482, in einem der niederländischen Kriege, besetzte ein holländischer Offizier, Namens Schaffelaar den Thurm zu Barnevelt. Er wurde darin eingeschlossen und aufgefordert sich zu ergeben. Allein er wollte nicht eher capituliren, als bis man ihn mit grobem Geschütze angreifen würde. Man schoß Bresche und nun war er bereit, sich zu ergeben. Allein die Belagerer nahmen dies nun nicht mehr an, sondern drohten, alles niederzumachen, wenn man ihnen nicht den Anführer von der Höhe des Thurmes herabwürfe. Die Belagerten schwuren, sich lieber alle niedersäbeln zu lassen, als diese Untreue und Grausamkeit an ihrem Anführer zu begehen. Schaffelaar sahe, daß die Seinen ohne Rettung verlohren waren. Er umfaßte daher eine der Schießscharten, kehrte sich zu seinen Brüdern und sagte: „Lebet wohl, habt Dank für Eure Treue, die Feinde und euer Leben verlangen dies Opfer!" Mit diesen Worten stürzte er sich von der Spitze des Thurmes herab. —

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

Rauschgold.

Charade.

Drei Silben.

Die Ersten giebt ein Dir bekanntes Thier;
Die Dritte stehet auf Verlangen
Im Glas credenzt hochschäumend oft vor Dir;
Das Ganze ward als Dieb gehangen.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bey Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.



Ehemalige Ansicht der Elisabeth Kirche